

Der Teufel sitzt in der Pille

Die Künstlerin Manon zeigt in einer persönlichen Installation, worum es in der Kunst gehen muss

DANIELE MUSCIONICO

Manon, der Name ist ein Begriff, der in verstörende Sphären führt. Manon ist die Kunstfigur, die daran gemahnt, sich dem Unbehaglichen auszusetzen. Denn sie erzählt in ihren Fotografien und Installationen von Welten, die nicht die gemeinen sind. Manons Universen sind die gemeingefährlichen – die verborgenen, verdeckten mitten unter uns.

«Der Wachsaaal» heisst ihre neue und gnadenlos intime Arbeit. Sie bringt die gesamten Aspekte von Manons Kreativität auf den Punkt. Poesie, Performance, Gender und Identität. Es ist der Wille zur radikalen Selbstentblössung bei gleichzeitiger Anonymisierung und Poetisierung dessen, was sie dem Betrachter zumutet. Manon erzählt von einem Wahn, dem Imperativ zur Normalität.

Und zum Glück, Manon ist eine Besessene. Ihre Obsession ist die Wahrheit und Wahrhaftigkeit, die keiner hören will. Der Choral des Ungehörten ist jetzt quasi in einem Kellergewölbe eingefangen und findet im «Wachsaaal» eine irisierende Form.

Kuratorischer Tango

Die Zürcher Galerie «Last Tango», temporär an der Röntgenstrasse 6 domiziliert, beendet mit der Doppelausstellung von Manon und der um 35 Jahre jüngeren Mélodie Mousset ihre erfolgreiche Arbeit an dieser Adresse. Ab August sind Linda Jensen und Arianna Gellini einige hundert Meter weiter zu finden. Ihr Konzept des kuratorischen Paartanzes werden sie beibehalten, und wenn es derart befruchtend ist wie die Engführung von Manon und Mousset, wird das Duo bald zu den unerlässlichen Kräften der Zürcher Galerieszene gehören.

Die Galeristinnen spinnen einen weiblichen Dialog über die Selbstbefragung von Identität – als Maskerade, als Wechselspiel aus Wissenschaft und Burleske von grossem Humor. Manon wie Mousset arbeiten mit dem Körper, mit dem Körperinneren sogar; Manon im zweidimensionalen Raum, Mousset gießt ihre Innenräume in Bronze oder haut sie in Marmor. Sie fertigt mit ihnen auch praktikable Kleiderständer – die an der Vernissage so einladend schienen, dass Besucher sie selbstverständlich in Beschlag nahmen. Ein Mantel über den Knauf eines Lungenflügels gestülpt, c'est chic.

Mousset zeigt auch ihre preisgekrönte Arbeit «Hana Hana» (2016), eine Reise



In Manons «Wachsaaal» werden harmlose Objekte mit unheimlicher Präsenz aufgeladen.

KILIAN BANNWART / COURTESY LAST TANGO & MANON © PRO LITTERIS

in die Virtual Reality, die das «Original» aufgibt, indem sie die Protagonistin ihre Gliedmassen ins Unendliche reproduzieren und vergrössern lässt. Wer als User diese Gliedmassen «betritt», erlebt quasi deren Verflüssigung bis in die einzelnen Blutpartikel.

Manons Installation «Der Wachsaaal» ist eine Körper- und Raumerfahrung der schmerzlichen, weil analogen Art. Allein der Gang in die Tiefe, in eine Katakomben unterhalb der Galerieräume. Mit jeder Treppenstufe sinkt die Umgebungstemperatur, verändert sich die Wahrnehmung fatal. Im Fühllosen angekommen: Gitterbetten, gleissendes Licht, punktgenau den Tatort benennend, gleissend helle Unschuldslinien, geglättet ohne Bruch, weich in der Textur. In diesem Horrorthöllenhimmel dämmert das Böse, das das Gute will.

Der Teufel bleibt ausgesperrt, dafür sorgen die Medikamente, sie liegen in verführerische Arrangements gegossen bereit. Etwas abseits, ein anderes Bett, träumt ein einzelner goldener Schuh: Es ist die Liege der Künstlerin, und der Schuh lässt sich in grossformatigen Fotografien aus der Serie «Hotel Dolores» wiederfinden. Manon realisiert hier ein Werk, das sie in ihren Tagebüchern als Skizze schon seit über zehn Jahren anbannte.

«Wachsaaal», ein Begriff aus der Psychiatrie, ist ein Euphemismus. Er ist die dunkle Schwester des Schlafsaals, denn wer hier wach ist, würde wohl lieber schlafen. Doch er wird von Heimsuchungen terrorisiert, oder aber vom realen Terror eines überkommenen Psychiatrieverständnisses. Noch 1985 hat der deutsche Journalist Uwe Heitkamp undercover die Zustände eines «Wachsaaals» in der

renommierten Frankfurter Universitäts-Nervenklinik an die Öffentlichkeit gebracht. Das Baden-Badener Fernsehmagazin «Report» sendete, ohne den Ort des Skandals zu nennen, die Bilder: Psychiatriepatienten, die im sogenannten Wachsaaal teilweise nackt in Betten liegen, ruhiggestellt mit Gurten und Chemie.

Süchte und Sehnsüchte

Dass die Institution des Wachsaaals auch in der Schweizer Psychiatrie bis in die achtziger Jahre Standard war, ist in einschlägigen Literaturen nachzulesen. Bekannt ist ausserdem: Selbst Suchtkranke waren solcher Misshandlung ausgesetzt, gerne unter dem Vorwand von «Uneinsichtigkeit», da mangelnde Einsicht als Krankheitssymptom galt. Eine Wahnsinns-Farce.

Manon reinszeniert mit dem «Wachsaaal» Alpträume ihres eigenen Lebens. Hier ist es die Medikamentensucht – die mit anderen Medikamenten behoben werden sollte. Süchte und Sehnsüchte ihres Lebens sind Teil ihres Œuvres seit je und auch Bestandteil von «Hotel Dolores», als sie von 2008 bis 2011 einem leerstehenden Kurhotel in Baden Glück, Glanz und Grauen abhorchte. Das Konvolut umfasst 170 Bilder, die hier ausgestellt sind zum ersten Mal zu sehen.

Der «Wachsaaal» mag das Fanal von Manons Kunst sein. Einsamer gelebt und lebendiger gestorben ist in ihrem Werk noch keine arme Seele.

Last Tango, Röntgenstrasse 6, Zürich, bis 24. März. Am 13. März Gespräch mit Manon an der ZHdK, Moderation Jörg Bader, 18 Uhr.

Raus aus dem Elfenbeinturm, rein in die Gesellschaft!

Ein Symposium formuliert radikale Thesen zur künftigen gesellschaftlichen Relevanz klassischer Musik

MARCUS STÄBLER, HAMBURG

Von einer globalen «Klassik-Krise» kann keine Rede sein. Nicht allein die neuen Konzertsäle in Hamburg, Paris, Bochum und anderswo entfalten einen ungeahnten Sog, auch ausserhalb ihrer gleichsam magnetisch wirkenden Kraftfelder verzeichnen viele Veranstalter steigende Besucherzahlen – darunter in der Schweiz etwa das Luzerner Sinfonieorchester, das Zürcher Kammerorchester und nicht zuletzt die neue Tonhalle Maag, die mit ihrem erfrischend andersartigen städtischen Umfeld eine wachsende Anziehungskraft auf die Zürcher Musikfreunde entwickelt.

Trotz dieser erfreulichen Tendenz droht den traditionellen Kultureinrichtungen mittelfristig ein Legitimationsproblem: weil ein rasanter ethnischer und sozialer Wandel in den Städten dazu führt, dass ein immer grosserer Anteil der Bevölkerung mit den klassischen Kulturangeboten fremdelt und ihnen deshalb fernbleibt. Wie sollen die Konzerthäuser auf den demografischen Umbruch reagieren? Wie eine bleibende gesellschaftliche Relevanz sicherstellen? Diese Fragen standen im Zentrum des Symposiums «The Art of Music Educa-

tion», das seit 2008 alle zwei Jahre von der Hamburger Körper-Stiftung zusammen mit der Elbphilharmonie ausgerichtet wird und Fachleute aus ganz Europa zusammenbringt.

Kulturelle Erfahrungen teilen

Deren Antworten deuteten ein konsequentes Umdenken an. Erstaunlich einhellig plädierten Intendanten und Dramaturgen von grossen europäischen Konzerthäusern bei einer Podiumsdiskussion für neue Strategien und die Abkehr von gewohnten Bewertungsmustern. Emmanuel Hondré, Programmleiter an der Philharmonie de Paris, forderte etwa eine vollkommene Gleichberechtigung der Musikstile: «Die Klassik muss weniger dominant sein. Sie steht nicht höher als andere, die Populärmusik ist nichts Niedriges.»

Viel stärker als bisher müsse sich der Gestaltungswille der Veranstalter an den Interessen ihrer jeweiligen Umgebung orientieren, betonte Neil Wallace, der künstlerische Leiter vom Konzerthaus De Doelen in Rotterdam, einer multikulturellen Metropole mit Einwohnern aus 170 verschiedenen Nationen. «Bevor wir uns im stillen Kämmerlein Pro-

gramme ausdenken, müssen wir erst aus dem Konzerthaus rausgehen und mit den Menschen und Gemeinschaften in Kontakt treten, die die Realität der Stadt ausmachen.»

Raus aus dem Elfenbeinturm, rein in die Gesellschaft – diesen Aufruf unterstützte auch Matthias Naske, Intendant am Wiener Konzerthaus. «Kulturelle Teilhabe, das ist der Schlüssel. Es geht nicht um die Frage, ob wir Brahms oder Beethoven spielen, sondern darum, Menschen die Möglichkeit zu geben, eine kulturelle Erfahrung zu teilen.»

Es reicht also nicht mehr aus, niedrigschwellige Angebote zu machen und die Türen zu öffnen; die Institutionen müssen aktiv die Begegnung suchen. Wie das funktionieren kann, haben Beispiele aus der Praxis von Einrichtungen gezeigt, bei denen das gewandelte Bewusstsein zum Selbstverständnis gehört. Das Wiener Konzerthaus kooperiert etwa mit der Brunnenpassage, einem Kulturzentrum im ethnisch sehr gemischten Stadtteil Ottakring im Westen Wiens, das jährlich rund 400 kulturelle Veranstaltungen von Theater und Tanz bis zur Musik auflegt, bei freiwilligem Eintritt nach dem Prinzip «pay as you can». Indem das Konzerthaus Künstler wie die Geigerin Hilary

Hahn im Programm der Brunnenpassage präsentiert, erreicht es Menschen, die noch nie eine der grossen Kultureinrichtungen besucht haben.

Neue Musiksprachen

Auch die Konzerte der Hamburger Elbphilharmonie sind regelmässig in zentrumsfernen Stadtteilen präsent und haben beim Festival «Salam Syria» im vergangenen Jahr die Gründung eines interkulturellen Vokalensembles initiiert, das jetzt unter dem Namen «Chor zur Welt» Sänger aus elf Nationen vereint und ein Repertoire vom deutschen bis zum arabischen Volkslied pflegt. Ganz im Sinne des Hamburger Kultursenators Carsten Brosda, der sich in einem Grundsatzreferat von der Vorstellung einer starren «Leitkultur» und einer nur einseitig begriffenen Integration distanzierte.

Die vielerorts bereits erkennbare Bereitschaft, neue Musiksprachen zu erschliessen und damit auch ein neues Publikum anzusprechen, ist eine notwendige Grundlage für die Verankerung von Konzerthäusern in der modernen Stadtgesellschaft. Doch das reiche noch nicht aus, betonte der künftige Essener Kultur-

beirat Muchtar Al-Ghusain. Er verwies darauf, dass das Kulturerlebnis andersorts vor allem auch soziales Geschehen sei. «Es ist mit Begegnung, mit Gespräch und mit Essen verbunden. Ich meine nicht die belegten Häppchen mit Sekt in der Pausengastronomie. Ich meine, wir sollten in unseren Theatern und Konzerthäusern auch Kochgelegenheiten schaffen und zulassen, dass man eigene Speisen mitbringt oder Tee kocht.»

Zukunftsspagat

Es gibt noch viele Möglichkeiten, Konzerthäuser und andere klassische Kultureinrichtungen «nahbar» und niederschwellig zugänglich zu machen. Und zwar nicht nur für Menschen mit Migrationshintergrund, sondern auch für diejenigen, die von der Aura der vermeintlichen Hochkultur eingeschüchtert oder womöglich von der neuen Vielfalt überfordert sind. An all diese Lebenswelten anzudocken und entsprechende Angebote zu formulieren, ohne dabei das Stammespublikum vor den Kopf zu stossen und so den derzeitigen Boom zu gefährden: Das ist der Spagat, den die Institutionen lernen müssen, damit die Klassik auch in Zukunft krisenfest ist.